

Predigt über Mt 25,31-46
Universitätsgottesdienst Marburg, 18.10.2016

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

als ich ein Kind war, war unser Land voll von Flüchtlingen. Auch meine Familie hatte der Krieg aus dem Osten nach Hamburg verschlagen. Vier Jahre lang lebten meine Eltern mit zwei Kindern auf 10 m² plus Küchenbenutzung. In einem Brief von 1947 hat mein Vater eine Skizze angefertigt, die eine Vorstellung davon gibt, wie der Raum eingerichtet war. Die ganze Grundfläche war voll von Betten und einem Ofen. Auf Fotos sieht man die Wäsche quer durchs Zimmer hängen. Andere hatten es schlechter. Als ich, das dritte Kind, geboren wurde, wohnten wir schon in zwei Zimmern und hatten eine eigene Küche – nach wie vor zur Untermiete, einem älteren Ehepaar zwangsweise zugeteilt. Während noch heute schöne Geschichten von den ersten Vermietern in unserer Familie kursieren, waren die zweiten abweisend. Wenn ich am Briefkastendeckel in der Haustür klapperte – die Klingel war für mich zu hoch – riss der cholerische Hausbesitzer die Tür auf und schnauzte mich mit hochrotem Kopf an. Das ist eine meiner frühesten Erinnerungen. Auch als wir 1956 in eine eigene Wohnung zogen, waren sogenannte Nissenhütten in unserem Wohnumfeld noch selbstverständlich: Schlecht isolierte Wellblechunterkünfte, die von Geflüchteten bewohnt waren, bis auch sie eine eigene Wohnung fanden.

Ungefähr 12 Millionen Entwurzelte waren damals unterwegs in einem zerstörten Land, brauchten Wohnung, Essen, Arbeit, Bildung, soziale Beziehungen. Sie machten gute und schlechte Erfahrungen. Viele Menschen unter uns könnten in ihrer Familiengeschichte davon etwas finden: Geschichten über Flüchtlinge wie über Aufnehmende. Geschichten von Freundlichkeit und Bosheit, von Offenheit und Abwehr. „Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich – mehr oder weniger gastlich – aufgenommen.“ Dieser Satz gehört zum ersten Jahrzehnt des Landes, in dem wir heute leben.

Aber auch der andere Satz „Ich war fremd, und ihr habt mich nicht aufgenommen“ gehört in unsere Geschichte. Wer aus Nazi-Deutschland vertrieben wurde, fand keineswegs überall Aufnahme. Oft sind die Bedrängten und Bedrohten daran gestorben: konnten nicht heraus aus dem Land ihrer Mörder, sind irgendwo untergegangen zwischen den Grenzen. Das Recht auf Asyl in unserem Grundgesetz ist die Antwort auf diese schrecklichen Geschehnisse.

2.

Auch wenn die Geschichte in der Erinnerung der Älteren und indirekt auch im Leben der Jungen noch lebendig ist: Sie ist vergangen. Unser Land hat sich in den letzten 70 Jahren konsolidiert, neu geordnet, ist reich geworden und demokratisch – mit sehr viel Hilfe anderer Länder und durch eigenes Bemühen und Lernen. Es gibt auch heute Armut, Ungerechtigkeit, menschenfeindliche Verhältnisse in Deutschland. Aber insgesamt leben wir auf einer der Inseln von Stabilität, Sicherheit und Freiheit, die auf unserem Globus seltener werden. Dass das Leben sich grundlegend ändern kann, dass solche Veränderung nicht nur im Leben anderer und auf dem Bildschirm des Fernsehers stattfindet, sondern sich auch in unserem Land zeigt, in unserer Stadt, in unserer Nachbarschaft, das ist eine ungewohnte Erfahrung. „Landräte und Bürgermeister“, so schreibt Heribert Prantl gestern in der Süddeutschen Zeitung, „sind auf einmal Akteure in einer globalen Tragödie – und fühlen sich, als seien sie in einem falschen Fernsehprogramm gelandet, das man aus – oder umschalten möchte.“ (Prantl, SZ, 17.10.2015, 49) Die Politik hat eine besondere Verantwortung, aber wir alle sind aufgeschreckt und gefragt, müssen lernen, Gefühle und Gedanken zu sortieren und unseren Platz und unsere Auf-

gabe in den Ereignissen zu finden. Es gibt nachvollziehbare Gründe für Beklommenheit und Sorge im Blick auf die Zukunft. Mit gleichem Recht aber kann man in den Ereignissen der letzten Wochen ein Signal sehen, das dazu ruft, endlich aufzuwachen und die unabweisbare Einsicht zuzulassen, dass Ungerechtigkeit, Katastrophen, Krieg in anderen Teilen der Welt auch uns betreffen, und dass diese Einsicht politische und humanitäre Konsequenzen fordert. Man kann sich freuen über die vielen Menschen, die tun, was in ihren Kräften steht. Man kann sich Gutes davon erwarten, dass unser Land bunter wird. Und man kann schließlich vertrauen in den Gemeinsinn, der sich zeigt, und hoffen, dass er anhält, dass viele bereit sind mit langem Atem und Hartnäckigkeit beizutragen zur Lösung einer großen gesellschaftlichen Aufgabe.

3.

Manchmal sprechen biblische Texte ganz unmittelbar ins Leben hinein. „Ich bin fremd gewesen, und du hast mich gastlich aufgenommen.“ Wer den Fremden aufnimmt, tut das Richtige. Der Vers aus dem Matthäusevangelium verbindet sich mit dem, was uns beschäftigt. Aber Vorsicht! Ehe wir ihn zu umstandslos als eine schlichte Handlungsanweisung lesen, nehme ich noch einmal Abstand.

Matthäus spricht hier in den Vorstellungen der Apokalyptik. Er schildert das Weltgericht am Ende der Zeit, zu dem der Menschensohn die Völker vor seinem Richterstuhl versammelt, um sie in zwei Gruppen zu teilen: die Erwählten und die Verdammten. Diese Vorstellung können wir uns kaum anverwandeln. Denn Gut und Böse sind so klar meist nicht zu unterscheiden, sind in jedem Menschen im unterschiedlichen Mischungsverhältnis vorhanden. Und auch wenn wir uns ein Ende der Menschheit durchaus vorstellen können, so wäre es uns kaum möglich, ein solches Schreckensszenario mit dem Beginn der Gottesherrschaft in Verbindung zu bringen. Schon bei Matthäus selbst gibt es Anzeichen dafür, dass er die Grenzen der apokalyptischen Vorstellungen spürt: Niemand weiß, so schreibt er, wann das Ende gekommen sei, die Menschen nicht, die Engel nicht, nicht der Sohn, sondern Gott allein (vgl. Mt 24,36). Auch wenn wir also nicht auf das Gericht am Ende der Zeiten warten, so vermögen wir doch die Gerichtsvorstellung zu lesen als Zeichen dafür, dass es nicht gleichgültig ist, wie wir leben, und zwar hier und jetzt. Dass die Liebe Folgen hat und auch die Lieblosigkeit – heute und an jedem Tag.

Die Reichweite des Textes ist ursprünglich wohl geringer gewesen, als spätere Interpretationen sie glauben machen. Folgt man dem Exegeten Ulrich Luz, so hatte der Autor nicht alle Bedürftigen, Notleidenden und Aufnahme Suchenden dieser Welt im Blick. Vielmehr ging es ihm zunächst darum, den Sinn der christlichen Gemeinden für die Aufnahme der Boten Jesu zu öffnen, die ohne Besitz und ohne festen Wohnort predigend durch das Land zogen. Zu ihnen hatte Jesus ja schon gesagt: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf.“ So ist es zu lesen in der Aussendungsrede im 10. Kap. des Matthäus (Mt 10,40).

Wie so oft also ist der Übergang vom biblischen Text in das heutige Leben mit Umwegen verbunden. Einzelne Verse der Bibel liefern keine Handlungsanweisungen. Dennoch ist es durchaus berechtigt, den Einzeltext zu interpretieren in dem universalen Horizont, der in der Geschichte Jesu angelegt ist und der auf alle Menschen zielt. Denn diese Interpretation, so Luz, „schenkt Augen, die Armen der Welt, die Nichtchristinnen, ja Gott selbst auf eine Weise neu zu entdecken, dass daraus die Liebe entsteht, von der der Text spricht.“ (Luz, Das Evangelium nach Matthäus, Bd. 3, 1997, 543) Diese Lesart richtet den Blick auf die Menschen, die uns heute brauchen. Sie weitet den Horizont hin auf die, die anders leben und glauben als wir selbst. Sie verändert die Richtung der Suche nach Gott: Nicht in den Himmel ist der Blick zu richten, sondern auf den anderen Menschen.

4.

Im Drama „Der kaukasische Kreidekreis“ von Bertolt Brecht steht die Magd Grusche vor der Entscheidung, ob sie im ausbrechenden Bürgerkrieg das hilflos liegen gebliebene Kind des verhassten Gouverneurs aufheben und retten oder es dem Tod überlassen soll. Brecht legt dem Sänger Worte in den Mund – wie eine leise Stimme, die zu Grusche spricht, aber auch zu uns:

„Wisse, Frau, wer einen Hilferuf nicht hört,
Sondern vorbeigeht, verstörten Ohrs: nie mehr
Wird der hören den leisen Ruf des Liebsten noch
Im Morgengrauen die Amsel.“

Immer, so heißt das, wird Grusche das Schöne nur gebrochen erleben können, wenn sie dem Ruf des Kindes nicht antwortet. Man kann die Stimme eines Menschen, der einen braucht, wenn sie das Ohr erst einmal erreicht hat, nicht ohne Folgen für das eigene Leben überhören.

Aber auch umgekehrt wird ein Schuh daraus: Wer sich berühren lässt, erlebt Überraschendes. Die Ausstellung hier in der Kirche zeugt davon, dass Gutes geschehen kann, wenn einander Fremde sich füreinander öffnen. Wenn sie sich ihre Geschichten erzählen. Zwar werden sie sich in mancher Hinsicht fremd bleiben, sich möglicherweise manchmal missverstehen, zugleich aber sich entdecken als Menschen mit Schmerz und Sehnsucht, als Lachende und Weinende, als junge Leute, die etwas wollen vom Leben: lernen, arbeiten, eine Familie gründen, Zukunft haben.

Ein 85jähriger hat einem Freund von mir geschrieben: „Seit einigen Wochen unterrichte ich einen jungen syrischen Familienvater in Deutsch. Dabei habe ich den Anspruch, dass das Lernen erstens Freude macht (ihm!) und zweitens er auch ein Gefühl für die Schönheit unserer Sprache bekommt, ... Er kann mir schon Erlebnisse aus Syrien erzählen – furchtbar. Schrecklich. Ich war recht verzagt, weil ich mich so kraftlos fühlte. Aber ich konnte unser Programm durchziehen, war hinterher natürlich erschöpft – angenehm erschöpft! (...) Ich werde von meinen Schmerzen abgelenkt und wieder und wieder mit Staunen erfüllt.“

Ich glaube, solche Erfahrungen gibt es gerade oft: Menschen, einander fremd, begegnen sich, und zwischen ihnen geschieht etwas, was für beide bedeutsam ist. Es entstehen Zuneigung und Anteilnahme aneinander. Nicht jeder muss das religiös interpretieren. Aber man kann es verstehen als eine Spur Gottes, als ein Erscheinen Jesu Christi im Angesicht des anderen Menschen und im Zwischenraum der Beziehung. Wer Augen hat und Ohren, der sehe hin und höre, wie Gott sich zeigt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.